Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 6 — Leipzig, den 4. Februar — 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1369 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Ein halb vergessenes Stück Christentum: 2, Bruderliebe und natürliche Liebe — Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch=reformatorischen Heilsglaubens an Jesus: Artikel 3: Die natürliche Heillosigkeit aller Menschen außer dem Einen; Artikel 4: Das ganze Heil als Werk des heiligen Geistes in der Heilsgemeinde Jesu Christi — Die religiöse Versorgung der Studenten — Henri Frédéric Amiel. Fragments d'un journal intime: 15 — Soziale Briefe aus Berlin — Pilgerreisen nach dem heiligen Lande im Mittelalter: 2. Unterwegs — — Verschiedenes: Jahresregister, Leser und Mitarbeiterverzeichnis — Anzeigen

Ein halb vergessenes Stück Christentum

2. Bruderliebe und natürliche Liebe

Wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter. Mark. 3, 35.

Welch strenges, herbes Wort hat da unser Herr Jesus gesprochen; — Seine Mutter und seine Brüder kamen und wollten etwas von ihm. Er aber war gerade dabei, den Armen das Evangelium zu predigen, und das Volk saß um ihn. Da man ihm nun den Besuch der Seinen ansagte, verleugnete er sie: Wer ist meine Mutter und meine Brüder? Und er sahe rings um sich auf die Jünger, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, und das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.

Offenbar stellt hier Jesus die Gemeinschaft, die ihn mit seinen Anhängern verbindet, in einen ernsten Gegensatz zu der Familiengemeinschaft, die ihn mit seiner Mutter und seinen Brüdern verband. Und offenbar stellt er jene höher. Das würde nicht zum Vorschein gekommen sein, wenn Mutter und Brüder sich zu ihm gehalten hätten wie die Zwölfe oder wie das Volk, das ihm zuhörte; dann hätte Jesus die Seinigen mit derselben Liebe umfaßt wie alle die andern, die ihm um seines Evangeliums willen zugethan waren, und obendrein wären sie ihm als die leiblich Verwandten noch in besonderm Sinne nahe gewesen. Denn diese leiblich natürliche Gemeinschaft hat Jesus nicht verachtet. Wie menschlich=kindlich sorgte er vom Kreuz herab für seine Mutter: Weib, siehe, das ist dein Sohn! Siehe, das ist deine Mutter! Er hat auch jene andre natürliche Gemeinschaft, die auf freier Herzensneigung ruht, durch sein Beispiel geweiht: unter den Zwölfen hatte er einen Liebling, den Johannes, und mit dem Hause des Lazarus in Bethanien verband ihn innige Freundschaft. Aber in allen diesen Fällen traf beides zusammen: die natürliche Gemeinschaft und die höhere Gemeinschaft in der gleichen Gesinnung gegen Gott. Die Mutter Maria unter dem Kreuz können wir uns nicht mehr als Ungläubige denken.

Um so mehr wert ist diese Geschichte Mark. 3, 31 ff. Sie lehrt uns die christliche Bruderliebe unterscheiden von aller natürlichen Liebe, und beruhte diese auf der allerinnigsten durch den Schöpfer selbst geknüpften Verbindung. Sie erinnert uns an ein andres ernstes Wort des Herrn Matth. 10, 34 ff. Dort sagt er, ein altes Prophetenwort (Micha 7, 6) auf sich und seine Sendung anwendend, er sei gekommen, den Menschen mit seinen nächsten Angehörigen zu entzweien, den Sohn mit dem Vater und die Tochter mit der Mutter: Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht wert. Aber damit sagt Jesus doch nur, daß man unter Umständen aus Treue gegen ihn die teuersten Bande wird zerreißen und den liebsten Menschen ins Angesicht widerstehen müssen; er sagt da nichts von einem Brüdern= und Schwesternkreise, der den Jünger aufnimmt, dem seine eignen Hausgenossen Feinde geworden sind. Und doch ist das unendlich wertvoll und wichtig, daß wir als Christen wissen, wir haben unter allen Umständen liebe Verwandte, Brüder und Schwestern, Väter und Mütter: Denn wer Gottes Willen thut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter — und diese Wahlverwandtschaft geht über alle Blutsverwandtschaft.

Hat man diese zwei Lebens= und Liebeskreise erkannt und von einander scheiden gelernt, dort den der natürlichen Liebesgemeinschaft (des Blutes oder der Herzen), hier den der christlichen Liebesgemeinschaft solcher, die Gottes Willen thun, so wird das auf unser Verhalten nach den verschiedensten Seiten hin seine Wirkung haben.

Vor allem werden wir, so viel an uns ist, darauf aussein, die beiden Kreise zu vereinigen. Wir werden die Familien= und Freundschaftsbande dadurch zu heiligen und zu befestigen suchen, daß wir mit den so uns Verbundnen die Gemeinschaft christlicher Gesinnung pflegen. Etwas Großes ist ja immer und überall die Liebe zwischen Mann und Weib, Freund und Freund, Eltern und Kind; ergreifende Zeugnisse davon finden wir auch in der Heidenwelt. Aber wir müssen hinzufügen: wunderbare Züge einer starken, hingebenden, sich selbst aufopfernden Liebe finden wir selbst bei der unvernünftigen Kreatur. Und wie dicht wachsen auf dem Boden des natürlichen, unwiedergeborenen Menschenherzens Liebe und Haß, Liebe und Selbstsucht. Ja die lodernde Leidenschaft, mag sie uns immerhin durch ihre Gewalt Bewunderung abnötigen, sie ist oft nichts andres als der Gipfel der Selbstsucht.

Darum verträgt Gatten=, Eltern=, Kindes=, Freundesliebe gar wohl die Reinigung von Eigennutz und Laune, die christlicher Sinn in alle diese Verhältnisse mithineinbringt, ja in ihrer vollendeten Gestalt wird sie nur Christen möglich sein. Wenn also natürliche Bande geknüpft werden sollen in freier Entschließung, da knüpfen Christen sie nicht, wo nicht das heilige Band der innern Glaubens= und Gesinnungsgemeinschaft zugleich mit geknüpft werden kann oder schon zuvor geknüpft ist. Die nicht in Christo meine Schwester ist, kann nicht mein Weib sein. Der nicht in Christo mein Bruder ist, kann nicht mein Freund sein. Bin ich aber Vater oder Mutter, so sorge ich dafür mit allem Fleiße, daß mein Sohn und meine Tochter meines Geistes Kinder seien und so mein ganzes Haus dem Herrn diene, Gottes Willen thue.

Wie aber, wenn wir durch unsre Geburt oder durch eine nicht wieder ungeschehen zu machende That der freien Hingabe in solchen Verhältnissen natürlicher Gemeinschaft drinstehn, die sich der Verklärung durch die christliche Geistesgemeinschaft hartnäckig entziehen? Der innere Bruch kann dann nicht ausbleiben, oder er ist schon vollzogen. Schwere Aufgaben von unübersehbarer Mannichfaltigkeit werden uns gestellt sein, und es wird ganz auf die tausendfach verschiednen Umstände ankommen, ob es doch Pflicht ist, in Geduld und Fürbitte auszuhalten, zu hoffen und zu werben, Böses mit Gutem zu überwinden, oder zu widerstehen, zu kämpfen, auseinanderzugehen.

Auf alle Fälle darf der Christ nicht dahinleben, als wären bloß seine (glücklichen oder unglücklichen) persönlichen Familienbeziehungen vorhanden. Er muß es wissen, daß er in einem großen Familienzusammenhang steht, den die Welt nicht kennt und begreift, und muß diesen Zusammenhang pflegen und suchen. Wer Gottes Willen thut, sich darin als Gottes Kind beweist, wie sollte der deinem Herzen nicht nahe stehn? Wie solltest du dich an ihm nicht freuen? Und wenns nun deren viele giebt, wie solltest du darüber nicht von ganzem Herzen froh werden?

Das ist wahr: so dramatisch, leidenschaftlich und heroisch ist diese christliche Bruderliebe nicht, wie die natürliche Liebe zuweilen sein kann. Aber dafür ist sie nicht so eng, wie die natürliche Liebe, die, wenn sie zwei verbindet, damit alle andern vom Bunde ausschließt; sie verwundet das Herz nicht, wie so leicht die natürliche Liebe mit und ohne Schuld der Liebenden, sondern beruhigt und erquickt nur; sie ist ein stilles sanftes wärmendes Herdfeuer, das niemals ausgeht, auch wenn alle sonstige Lebenswärme versagen will; Vater, Mutter, Weib und Kind sterben, aber der geliebte Mensch, der Gottes Willen thut, stirbt dir nicht, und wenn du sonst ganz einsam wärest, er geleitet dich bis an dein Sterbebett. Nur mußt du ihn in deinem Leben gefunden haben, und gefunden hast du ihn von Rechts wegen, wenn du deinen Herrn und Heiland, deinen Gott und Vater gefunden hast. R

Versuch einer neuen Formulirung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus,

den Brüdern zur Rechten als eine Eintrachtsformel dargeboten von einem kirchlichen Nichtorthodoxen

Artikel 3: Die natürliche Heillosigkeit aller Menschen außer dem Einen

Der Maßstab für das, was wir unter dem Namen „Sünde“ verstehen, ist unsre Vorstellung vom Heile, wie sie im vorigen Artikel dargelegt wurde: jedes ganze oder teilweise und zeitweilige Fehlen des Heilsbesitzes, der Heilshoffnung, des Heilsstrebens, ja auch der persönlichen Heilsvollendung beurteilen wir bei uns selbst und bei allen andern Menschen als den Zustand der Sünde oder der Heilsabwesenheit, der Heillosigkeit.

Das christliche Heil (vergl. Artikel 2) besitzen wir nicht aus uns selbst als ein uns etwa von Natur angebornes.

Das christliche Heil mag annäherungsweise in Abstufungen den Menschen auch durch andre menschliche Gemeinschaften nahe kommen, d. h. es mögen sich auch außerhalb der christlichen Religionsgemeinden einzelne Strahlen aus der göttlichen Heilssonne in größerer oder in geringerer Anzahl vorfinden; sobald aber nicht die Frage gestellt wird, wie viel vom christlichen Heile jemand auch außer und vor dem christlichen Heilsglauben haben kann, sondern vielmehr die, ob ein Mensch das ganze und volle im Diesseits mögliche christliche Heil mit allen seinen Gütern auch außerhalb der Heilsgemeinde Jesu und außerhalb des lebendigen Heilsvertrauens auf Jesus besitzen kann, so muß diese Frage verneint werden. Wer aber das ganze Heil sonst hat, aber ein Stück davon fehlt ihm, dem fehlt eben das christliche Heil als Ganzes. Dieses ganze, lückenlose, christliche Heil haben wir nur, so oft und so weit wir ganz unter dem Einflusse des Christentums, d. h. Jesu Christi stehen. Aber auch als Christen haben wir oft dieses ganze christliche Heil nicht, nämlich dann, wenn wir uns dem Einfluß des Evangeliums entweder zeitweilig entzogen oder überhaupt noch nicht genügend geöffnet haben. Sehen wir auf die Vollkommenheit des christlichen Heilslebens, so bleibt ja auch stets ein vom Evangelium noch nicht durchwalteter Rest in uns, solange wir auf Erden leben, ein Rest, der aber fortschreitend kleiner werden soll. Sehen wir dagegen auf die Grundrichtung und die Art unsers Wesens, die wir durch den christlichen Heilsbesitz erlangt haben, so kann und soll wenigstens während der Höhepunkte unsres christlichen Lebens und Bewußtseins das Zentrum unsrer Persönlichkeit des ganzen christlichen Heiles mit allen seinen Gütern teilhaftig werden, weil der echte Glaube dieses Heil stets in sich trägt, und weil der christliche Heilsglaube in uns wirklich und echt sein kann schon hier auf Erden.

Welches ist nun die Probe der Geschlossenheit und Ganzheit, wodurch unser christlicher Heilsbesitz von jedem Bruchteil außerchristlichen Heilsbesitzes (auch wenn ein solcher Bruchteil sich der christlichen Ganzheit noch so sehr annähert) der Art nach sich schlechthin unterscheidet, und die unverwischbare Grenzlinie zwischen dem Christen und dem Nichtchristen (dem wiedergeborenen und nicht wiedergeborenen Menschen) aufgerichtet wird? Es ist nicht die Sündlosigkeit, sondern das wirkliche Vorhandensein des christlichen Heilsvertrauens, und der hierin gesetzte keimhafte Beginn aller Stücke des christlichen Heiles, auch der in ihrer Vollendung erst für die Zukunft erhofften.

In einem Nichtchristen können einzelne christliche Tugenden viel weiter gedeihen und viel größer sein, als bei einem Anfänger-Christen, aber andre fehlen bei einem Nichtchristen ganz. Bei dem Christen ist in seinem Glauben der Kranz aller christlichen Tugenden stets geschlossen, d. h. alle Tugenden sind irgendwie keimhaft (wenn auch noch so klein und schwach) in seinem Heilsglauben schon enthalten, und damit ist im Zentrum seiner Persönlichkeit die Sünde schon wirklich überwunden. Die fortdauernde Sündhaftigkeit des im Heilsglauben gerechtfertigten und wiedergeborenen Christen besteht darin, daß große Gebiete seiner im Leben angewandten Gesinnung von dem Lichte im Zentrum seiner Persönlichkeit, von seinem christlichen Heilsglauben noch nicht erleuchtet sind, und daß von da aus zeitweilig eine Verdunklung in das Zentrum selbst eindringt. Vom Standpunkte des christlichen Heils aus kommen wir also zu einer doppelten, scheinbar sich ausschließenden Beurteilung der Sünde. Von demselben Menschen gilt es, wenn wir sagen, daß der Christ ein Sünder sei und daß er von der Sünde befreit sei. Denn da hat die Sünde Macht und Anspruch verloren, wo das christliche Heil wirklich echt im Zentrum der Persönlichkeit vorhanden ist. Und doch weiß jeder wahre Christ, daß in ihm neben seinem Leben im Glauben die Sünde noch fortwirkt, ja stetig seinem Heilsglauben widerstreitet. Aber gerade an diesem Widerspruche wider das Heil offenbart sich das eigentliche Wesen der Sünde, wie sich umgekehrt das Heil in allen Stücken als Widerspruch gegen die Sünde erweist und damit da, wo es in persönlichem Heilsvertrauen angeeignet wird, zugleich auch der Widerspruch wider die Sünde als Ganzes — innerstes Zentraleigentum der Persönlichkeit wird.

Das christliche Heil, welches allein die Sünde, als Ganzes, zunächst logisch ausschließt und dann auch sachlich ausschließen wird, zunächst grundsätzlich überwindet und dann auch in allen einzelnen Lebensäußerungen überwinden wird, ist allein bei Jesus für uns im Vertrauen zu haben. Ohne Jesus sind und bleiben wir, auch bei der größten eignen Anstrengung, auch ohne dieses Heil, d. h. ohne die, Jesu eigentümliche, ewige Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit, mithin hilflose, sterbliche, unselige Sünder. In diesem Zustande würde uns der Tod noch das Gut des irdischen (leiblichen und geistigen) Lebens nehmen, ohne uns das (jenseitige) Heil zu geben, da auch das jenseitige Heil dadurch gesichert ist, daß wir das diesseitige Heil im Vertrauen auf Jesus empfangen (wiewohl es durch Gottes oder Jesu besondere Gabe auch im Jenseits noch verliehen werden kann an solche, die es hier noch nicht hatten). Der Tod ist also an sich selbst (ganz abgesehen von der unter uns verschieden beantworteten Frage, ob seine äußere Erscheinung von Anfang an das Los der irdischen Menschen gewesen ist oder nicht) für alle Heutigen, die nicht Jesu Heil im Vertrauen empfangen, ein Gericht über diese ihnen verbliebene Heillosigkeit: denn ohne Jesu Heil ist er Tod des Leibes und Heillosigkeit der Seele zugleich, weil es kein andres Heil giebt, als Jesu Heil.

Aber auch wir Christen, die wir im Heilsglauben an Jesus das christliche Heil bereits ergriffen haben, erleiden ebenfalls ein Gericht Gottes über unsre natürliche Heillosigkeit, sowohl über die, die bereits im Glauben durch Jesus überwunden ist, als auch über den bei uns auf Erden immer noch unüberwundenen Rest. Weil wir nämlich an die unbedingte Göttlichkeit (Artikel 8), die höchste Schönheit, den unüberbiet-

baren Charakterwert, die unvergleichliche Gesinnungstüchtigkeit der mit dem vollendeten Heilsbesitz gegebenen inneren Beschaffenheit glauben, so beurteilen wir jedes Fehlen dieses Heiles und seiner Vollendung auch bei uns Christen als ungöttlich, häßlich, schlechthin wertlos, ja unterwertig, schlecht und unsittlich, und in diesem Sinne als unsere Schuld.

Als Schuld empfinden wir unsere natürliche und die uns als Christen verbliebene Heillosigkeit auch insofern, als wir das Glaubensleben, daß nichts Geringeres, als das schlechthin vollendete, ganze und volle in Jesu uns angebotene Heil sich mit der Bestimmung deckt, die wir uns selbst als Menschen geben und setzen sollen, und die wir als Christen als uns von Gott gegeben und gesetzt anerkennen. Schmerzlich und reumütig empfinden und verurteilen wir daher jeden Mangel an diesem vollendeten Heile als ein Zurückbleiben hinter unsrer höchsten Bestimmung, hinter unserm eigentlichen Ideal, hinter unserm wahren und besten menschenwürdigen Wesen, hinter dem, was wir eigentlich sein sollen. Erst dieses durch Gottes und Jesu Geist und Offenbarung in uns gewirkte Selbstgericht und Gottesgericht ist die volle Wirklichkeit der bewußten Heillosigkeit als eigentlicher Unseligkeit. Doch ist umgekehrt die damit hier auf Erden im Heilsglauben an Jesus — in dem wir dieser natürlichen Heillosigkeit ja immer erst bewußt werden — stets gegebene Gewißheit, daß eine so große Schuld und Unseligkeit nun von uns genommen ist und wird, auch erst die voll bewußte Würdigung unsers christlichen Heiles, d. h. die eigentliche höchste Seligkeit (Würdigung der Gesundheit, nachdem man sie hat entbehren müssen). In dem Vertrauen aber, daß aus so großer Schuld und Heillosigkeit der Herr Jesus als Beauftragter Gottes uns helfen und retten will, können wir erst „ganz die Macht der Liebe," die Größe der Gnade anbeten, die sich in Jesu offenbart, und durch die wir glauben selig zu werden. — In diesem Sinne führt die auf den Heilsglauben gegründete Erkenntnis, daß wir von Natur durch uns selbst unselig sind, zu dem seligen Bekenntnis zurück: Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesus selig zu werden.

Artikel 4: Das ganze Heil als Werk des heiligen Geistes in der Heilsgemeinde Jesu Christi

Der christliche Heilsglaube (das kindliche Vertrauensverhältnis zu Gott durch Jesus), worin unser ganzes Heil, auch die Heilshoffnung und das Heilsstreben, enthalten ist, wird des Einzelnen persönliches Eigentum nur durch die christliche Heilsgemeinde. Eben weil dieser Heilsglaube, der das Heil immer zugleich ist und wirkt, keine nur im Verstande gedachte oder angenommene Lehre ist, sondern ein persönliches und lebendiges Vertrauensverhältnis zu Gott durch Jesus, so kann er in einem Menschen auch nur entstehen durch das wahrgenommene Glaubensleben christlicher Persönlichkeiten und durch die im Evangelium lebendig wahrnehmbare Gestalt oder Person Jesu von Nazareth. Mit andern Worten: das eigentümliche, durch Jesus geweckte, persönliche Vertrauensverhältnis zu Gott und zu Jesus entsteht neu in einem Menschen nur durch den persönlichen Einfluß andrer Menschen, die in diesem Vertrauen bereits leben. Diese Menschen, wo sie auch sein mögen, nennen wir die christliche Gemeinde oder die Heilsgemeinde, und das lebendige Heilsvertrauen ist der Korpsgeist oder Gemeinschaftsgeist, den, durch möglichst lebenslängliche Teilnahme an dieser Gemeinschaft, auch der Einzelne in sich aufnimmt, je länger er in dieser Gemeinschaftsluft lebt und atmet. Doch nur, soweit der in der äußern Christenheit vorhandne Geist wirklich Leben aus dem Leben Jesu von Nazareth ist, nur soweit dieser Geist des Vertrauens das echte Heil, das Gott uns durch Jesus schenken will, ergreift, ist er „der heilige Geist Gottes und Jesu Christi selbst."

Dieser „heilige Geist" ist, zusammen mit seinem Mittel, der treu geschilderten Gestalt Jesu von Nazareth, und seinem Heile, das einzige notwendige Einheitsband der Christenheit, das dieser auch allein ihre ursprünglich und echt „christliche" Art und sie selbst so als „Christenheit" bewahrt. Umgekehrt, erhält aber auch die Christenheit durch ihre Verkündigung von Jesus den heiligen Geist in der Menschheit.

Es bilden daher alle Menschen, die durch das vorangehende Vertrauen andrer auf Jesu Heilsgnade und durch die Botschaft von dieser Heilsgnade (möge diese Botschaft nun in Worten oder in Zeichen [Sakrament] dem Verständnis, dem Geiste, nahe gebracht werden) in irgend einem Maße zum Vertrauen auf diese Botschaft und zugleich dazu gelangt sind, sich Jesu in solchem herzlichen Heilsvertrauen für Zeit und Ewigkeit zu „geloben" und zu verschreiben, und die dementsprechend ihr Leben zu führen suchen — die Heilsgemeinde Jesu Christi, mögen diese Menschen sich über Gott und Christus im übrigen diese oder jene Gedanken machen, mögen sie ihrem Verstande die Entstehung dieses Heiles so oder anders erklären, und mögen sie eine Kirchenverfassung und Gebräuche haben, welche sie wollen, und äußerlich dieser oder jener „Kirchengemeinschaft" oder Landeskirche angehören.

Diese Heilsgemeinde hat an Jesu Heil ihren gemeinsamen Besitz. Von Gott durch Jesus wird diese Gemeinde fort und fort hergestellt und erhalten dadurch, daß dieses Heilsvertrauen gewirkt wird (Artikel 7). Diese Gemeinde ist also Gottes und Jesu Werk. Sie ist aber auch Gottes und Jesu Werkzeug zum Heil, sofern jeder, der auf Jesum als seinen Heiland herzlich vertraut, auf seine Umgebung vertrauenweckend wirkt durch Wort und Wandel, und sofern Jesu Gestalt durch jeden, der auf ihn vertraut, weiter wirkt. Weil wir das Heil empfangen durch solches Vertrauen, und nicht durch irgend eine sonstige orthodoxe oder nicht orthodoxe theologische Lehrmeinung, so ist jeder, der dieses Vertrauen hat, berechtigtes Glied der einen gesamten Heilsgemeinde, und damit zugleich jeder christlichen „Partikularkirche," sofern eine solche die genannten Grundsätze über die Bedingungen der Zugehörigkeit zur Heilsgemeinde nicht, wie die offiziell-römische Kirche, verleugnet, und sofern er selbst es sein will, und demgemäß auch den dort üblichen besonderen äußeren Ordnungen und Gebräuchen sich nicht eigensinnig widersetzt.

Das Vorhandensein von irgend welchen wahren Gliedern dieser Heilsgemeinde an einem bestimmten Orte, wobei ihre Zahl und ihre Namen aber unerkennbar bleiben, und wobei diese Glieder immer äußerlich mit solchen verbunden bleiben, die nicht Glieder dieser Heilsgemeinde sind (und von solchen niemals räumlich und äußerlich, solange das irdische Leben dauert, abgesondert werden können, wird von dem christlichen Heilsglauben daran erkannt und gemerkt, daß an einem bestimmten Orte öffentlich in einer Vielheit von Menschen die Botschaft von der Heilsgnade Jesu in irgend welcher Form vernehmbar kund gemacht wird. Denn der christliche Heilsglaube vertraut darauf, daß solche Botschaft immer auch Gottes Mittel ist, um der Heilsgemeinde wahre Glieder zu schaffen und zu wirken. So ist für den Glauben das Dasein der Heilsgemeinde Jesu an der äußeren Botschaft von Jesus sichtbar, aber die Zugehörigkeit bestimmter einzelner Menschen zu dieser Heilsgemeinde unsichtbar, weil der wahre Heilsglaube so unsichtbar ist, wie das Menschenherz überhaupt.

Diese Heilsgemeinde hat sich an jedem Orte mehr, denn bisher, als Gemeinde zu zeigen und in Geselligkeit und gemeinschaftlicher Liebesübung Gemeinschaft zu suchen und zu wirken unter allen ihren Gliedern, trotz gesellschaftlichen und politischen und wissenschaftlichen Verschiedenheiten und manchen Standesunterschieden: denn diese sollten gerade in der von der Heilsgemeinde gepflegten Gemeinschaft überbrückt und ausgeführt werden.

Jedes Glied der Heilsgemeinde soll in seinem Vertrauen zugleich durch die andern gestärkt werden und zugleich die andern stärken und stützen.

Diese Heilsgemeinde wird in allen ihren wahren Gliedern ewig wachsen und bleiben, indem ihre Glieder fort und fort aus dieser irdischen Vergänglichkeit in den Hafen der jenseitigen, unvergänglichen Heilsgemeinde hinübergerettet werden, bis dort alle ihre gegenwärtigen und zukünftigen Glieder versammelt sein werden. Alle wahren Glieder der Heilsgemeinde werden des Heils einst ewiglich in vollkommnem Maße teilhaftig sein und bleiben. Diesem Ziele, der Vollendung der Heilsgemeinde Jesu, also dem Lebenswerke Jesu Christi, dient die ganze Welt durch

Gottes allmächtigen Heilswillen. Die in ihrem Heile zu vollendende und ewig zu erhaltende Heilsgemeinde Jesu ist das höchste, voll und ganz göttliche Ziel der Weltregierung Gottes.

Nur in Kraft dieses heiligen Geistes, der die in uns gegenwärtig wirksame seligmachende Gnade Jesu selbst ist, können wir überhaupt Jesum einen Herrn heißen, und können uns als die eine glaubende Gemeinde um ihn und um sein Heil sammeln mit dem seligen Bekenntnis: Wir glauben durch die Gnade des Herrn Jesus selig zu werden. A K

Die religiöse Versorgung der Studenten

Es ist nun zehn Jahre her, daß wir Straßburger Studenten mit großer Genugthuung vor das alte Fischerthor zu wandern pflegten, um die emporwachsenden neuen Universitätsgebäude zu betrachten. Wir konnten freilich darauf stolz sein, was man alles für uns dort aufbaute: eine ganze kleine Stadt prächtiger Bauwerke; auf jeden Studenten kam fast ein großes Zimmer. Die Chemiker hatten ihr Haus, die Physiker, die Astronomen, die Botaniker u. s. w., wir übrigen bekamen die schönsten Hörsäle und die vorzüglichsten Seminarien, und außerhalb dieser neuen Civitas gehörten uns noch die medizinischen Institute am Spitalthor und die vortreffliche Bibliothek im alten Schloß. Nur eins hatten die freigebigen Bauherren vergessen: einen Saal oder ein Haus oder eine Kapelle für den Gottesdienst der Universität, für die religiöse Beeinflussung der Studenten. Als alles fertig war, schrieb man mit goldnen Lettern auf das allgemeine Kollegiengebäude: Litteris et Patriae, dem Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes geweiht — für den Gottesdienst war kein Raum geblieben. Diese Auslassung fiel uns damals nicht auf, wir hatten nichts andres erwartet. Als es zur Einweihung kam, soll der alte Statthalter ärgerlich den Kopf geschüttelt haben, als man ihm das Programm vorlegte: Frühschoppen, Fackelzug, Kommers, Katerfrühstück, Ball, so ungefähr war es; wir lachten über den alten Herrn, der Kirchgang, Festpredigt und Gebet für angebracht gehalten hatte. Eine große Festrede fehlte nicht, und da fiel es uns jungen Heiden sogar auf, wie ängstlich der allmächtige Gott und der Dank zum Himmel vermieden wurde. „Ob er wohl auch Se. Majestät den Kaiser und Se. Durchlaucht den Reichskanzler vergessen wird?" dachte ich mir im Stillen.

Daß ich während meiner ganzen Studienzeit fast keinerlei religiöse Einwirkung erfahren habe, daß jedenfalls keine der drei Universitäten, die ich besuchte, sich um mein religiöses Leben irgendwie kümmerte, trat mir als etwas recht Merkwürdiges und recht Unverantwortliches wieder vor die Seele, da ich mich aus zufälligem Anlaß mit der religiösen Fürsorge für die Studenten der ältesten amerikanischen Universität, Harvard University in Cambridge bei Boston, beschäftigte. In manchen Unterhaltungen mit dem dortigen Universitätsprediger, dem Plummer Professor für christliche Moral, F. G. Peabody, der zur Zeit in Deutschland unsre sozialen und religiösen Bewegungen studirt, habe ich den Gegenstand kennen gelernt, und ich hoffe, daß einige meiner Leser meine Wiedergabe willkommen heißen.

Der jetzt auch in Deutschland bekannt gewordene „schottische Apostel" Professor Henry Drummond besuchte in den letzten Monaten des Jahres 1887 ein Dutzend amerikanischer Kollegien, um an jedem mehrere Tage lang religiöse Vorträge zu halten. Man warnte ihn vor Harvard, wo er ziemlich zuletzt zu reden hatte: es sei eine Schule des Atheismus, ein Nest von Ungläubigen. Aber nie erfuhr er eine angenehmere Enttäuschung, erzählte er nachher. Er fand in Harvard das kräftigste, beste religiöse Leben, und der tägliche Gottesdienst erschien ihm als die wahrhaftigste, frömmste Andacht, die er je gesehen. Wir versuchen eine Beschreibung.

Jeden Morgen, so lange die Vorlesungen dauern, um zwanzig Minuten vor Neun klingt aus dem alten Glockenturm ein lebhaftes Geläute, das nachher in ein sanftes Anschlagen übergeht. Langsam finden sich die ersten Studenten in Appleton Chapel ein, und der Organist beginnt ein Vorspiel, das noch nicht zu der eigentlichen Andacht gehört. Zu Zweien und

Dreien kommen andre und setzen sich in stille Plätze der Kirche, deren Halbdunkel durch die wenigen Strahlen der Morgensonne, die von den bemalten Fenstern durchgelassen werden, nicht vertrieben wird. Da kann man auf eine kurze Weile noch einmal in Träume, leicht aber auch in ernste, feierliche Gedanken versinken, ehe des Tages Arbeit beginnt. Schneller, in größeren Scharen treten jetzt die Studenten ein, und wenn der Organist aufhört, sind ihrer hundert, zweihundert, dreihundert beisammen. Dann tritt der jeweilige Universitätsprediger vor sein Pult, und die Gemeinde der Jünglinge erhebt sich. Es wird ein Psalm gelesen. Dann setzt man sich, und ein wohlgeschulter Chor von Studenten und Knaben, 16 Tenören und Bässen, 25 Sopran- und Altstimmen, tragen ein geistliches Lied, einen Choral oder ein Bruchstück aus einem Oratorium vor. Dann erhebt sich der Prediger wieder, liest einige Verse aus der Bibel, hält eine ganz kurze Ansprache darüber und schließt mit einem Gebet, heute aus dem Prayer-Book, morgen aus der immer sprudelnden Quelle eines gläubigen Herzens. Dann stehen die jungen Männer auf, singen einen Choral, empfangen den Segen; der Chor singt Amen, und die Kirchthüren gehen wieder auf.

Ich spreche vom „jeweiligen" Universitätsprediger. Der ständige, Professor Peabody, ist nicht der einzige, sondern es werden außerdem vom Senat noch fünf Geistliche gewählt, um die Gottesdienste der Universität zu leiten. Und diese fünf sind die hervorragendsten Kleriker, die im Umkreise vieler Meilen zu finden sind. Das ist möglich, weil sie ihrem sonstigen Amte nicht entzogen werden. Sie kommen dreimal im Jahre nach Cambridge, jedesmal auf vierzehn Tage, und wohnen in dieser Zeit in Wadsworth House, einem der ältesten Häuser der Universität, das 1726 für den Rektor gebaut wurde. Dieses Haus ist eine wichtige Stelle für das Seelenleben vieler jungen Männer. Hier sind nämlich die Geistlichen während des ganzen Vormittags für die Studenten zu sprechen, die in irgend einer sittlichen, religiösen oder philanthropischen Angelegenheit von ihnen beraten sein wollen. Hier können sie dem Prediger, dem sie die meiste Liebe entgegenbringen, ihr Herz ausschütten, ihre Pläne vorlegen, ihre Zweifelsfragen entdecken. Und die Gelegenheit wird gern benutzt, vermutlich um so lieber, weil mancher sein Innerstes leichter einem Fremden erschließt, der vorübergehend als eine Lichtgestalt in unsern Kreis eintritt, denn einem täglich uns Begegnenden. Einer der Predigergäste, Dr. Abbott, erwähnt in einer kirchlichen Zeitschrift, daß er in den ersten vierzehn Tagen seiner Amtszeit so die Besuche von fünfzig jungen Männern erhalten habe. Viele, die meisten Studenten, kommen natürlich nie; aber wer einmal kam, kommt leicht wieder.

Der bleibende Prediger, der ständige Ordner des Ganzen ist Peabody; er trägt gewissermaßen die Verantwortlichkeit für die Seelsorge an der Studentenschaft. Man hat ihn, den „wachsamen Geist und zugleich das warme Herz des Werkes" genannt. Ich darf sein Lob nicht singen. Nur das will ich erwägen, daß er und seine vortreffliche Gemahlin sich längst gewöhnt haben, ihr Haus als ein Hotel anzusehen, in dem die akademischen Bürger sich so unbedenklich heimisch machen, wie in einem guten Gasthause. Von früh bis abends spät, bei den Mahlzeiten und zwischen diesen, immer sind junge Leute da, sodaß Hausherr und Hausfrau ein stilles Familienleben und die nötige Ausspannung nur in den Ferien suchen können. Es ist ein Haus mit manchen Erinnerungen; Lowell wohnte hier eine Zeit lang, und der andre charaktertüchtige Dichter von Harvard, Longfellow, kehrte bei dem früheren Besitzer gern als Gast ein, bis ihm der jetzige Hausherr die Grabrede halten mußte.

Aber Amerika ist ja das Land der Sekten: zu welcher gehören die Leute in Harvard? Zu keiner. Allerdings gehört jeder einzelne einer Denomination an; unter den Studenten sind die Unitarier und die Bischöflichen etwa gleich stark, die Kongregationalisten etwas schwächer; der ständige Geistliche ist Unitarier. Aber im Universitätsgottesdienst sind sie alle nur protestantische Christen. Die Prediger stimmen darin überein, daß sie hier das betonen müssen, was alle nichtpäpstlichen Christen einigt, daß keiner für seine Sekte fischen darf. Und

das wirkt gerade auf die jungen Leute, daß sie hier im Laufe des Jahres sechs Männer verschiedener Kirchenangehörigkeit, verschiedener Geistesart dasselbe als ihre beste Erkenntnis lehren hören: daß der Mensch als Christ leben soll. Ich sprach nur von den Morgenandachten; von November bis Mai finden außerdem jeden Donnerstag Nachmittag Vespergottesdienste statt, sie dauern von Fünf bis zwanzig Minuten vor Sechs und sind auch für Nichtakademiker offen. Sonntag Vormittag bietet die Universität keine kirchliche Feier, damit die Studenten darauf angewiesen sein sollen, die Kirche ihres besondern Bekenntnisses aufzusuchen, in denen allen von der Universität aus besondre Plätze für sie erworben sind. Sonntag abends ist wieder Predigt in Appleton Chapel. Die Redner sind dann nicht nur die erwähnten Universitätsprediger, die jeder nur dreimal im Jahr dazu berufen werden, sondern wiederum Gäste aus anderen Predigtstätten.

Damit ist bei weitem nicht alles aufgezählt, was Harvard University ihren Angehörigen in religiöser Hinsicht bietet. Jeder Student bekommt mit Beginn des Semesters ein achtseitiges Verzeichnis der „für religiöse Andacht, Belehrung und Gemeinschaft vorhandenen Gelegenheiten." Auf Seite 3 finden wir einen Bericht über allgemeine akademische Vorträge durch angesehene Redner, die von einem Studentenausschuß veranstaltet werden. Sie behandeln die verschiedensten Gegenstände und haben aber doch fast immer einen religiösen Hintergrund. Von 14 Vorträgen 1889/90 hatten die ersten sechs folgende Ueberschriften: 1. Beteiligung der Studenten an wohlthätigen Einrichtungen. 2. Reform im politischen Leben. 3. Die modernen Richtungen in der Theologie. 4. Die Gesundheit der Studenten. 5. Der Glaube an die Unsterblichkeit. 6. Die Probleme der großstädtischen Armenpflege. Im letzten Winter hat man statt dieser mannichfaltigen sechszehn Themata gewählt, die als „Bibelstudium" zusammengefaßt werden. Sie sind für alle Studenten, die kommen wollen, also nicht bloß für Theologen bestimmt, und werden nicht allein von den Professoren der theologischen Fakultät, sondern unter Mithilfe von Philologen und Historikern abgehalten.

Als religiöse Studentenvereine nennt der Bericht den Verein christlicher junger Männer und die St. Pauli-Gesellschaft. In letzterer halten die Bischöflichen zusammen, wenigstens gegen zweihundert an Zahl. Ebenso groß ist der erstgenannte Verein, der wöchentliche Sitzungen und außerdem Bibelstunden abhält, sich auch an der Missionsarbeit in Krankenhäusern und andern Wohlthätigkeitsanstalten beteiligt. Seit kurzem hat er einen besoldeten und ständigen Sekretär. Außerdem besteht ein Enthaltsamkeitsbund für Professoren und Studenten, dessen Mitglieder während ihres Aufenthaltes auf der Universität kein alkoholisches Getränk berühren dürfen. Viele Studenten helfen auch als Pfleger und Helfer unter dem Vorstande der „Vereinigten Wohlthätigkeitsanstalten" in Boston mit; einige beteiligen sich an der Arbeit in Trinity House, einem Klubhaus für Arbeiter, wo diese gesellige Unterhaltung und Gelegenheit zur Fortbildung durch Lesen und Teilnahme an Unterrichtsstunden finden. Andre helfen an andrer religiöser oder sozialer Arbeit mit.

Und trotz alledem sind die Studenten von Harvard keine Mucker, sondern frische, fröhliche Bursche, die vor kecken Jugendstreichen gelegentlich nicht zurückschrecken, die im Wettkampf der Ruderer, Radfahrer, Läufer und Ringer ihren Mann stellen. Das wird recht energisch betont in einem von mir stark benutzten Aufsatze, den W. R. Bigelow, ein ehemaliger Harvardstudent, im New England Magazine veröffentlicht hat.

Was ich zu zeichnen versuchte, ist kein Bild, das auf alle amerikanischen Hochschulen paßt, es paßt nur auf Harward. Anderwärts sind — und waren früher auch in Harvard — die Studenten gezwungen, den Morgenandachten und sonstigen religiösen Veranstaltungen der Universität beizuwohnen. Wozu solcher Zwang führte, kann man sich leicht ausmalen; die Kirchstühle wurden zu Frühstückstischen, statt des Gebetes wurde die Namenverlesung der Hauptpunkt der „Andacht," und faule Entschuldigungen, diese zu schwänzen, waren billig wie Brombeeren. So neigte sich an vielen Orten die akademische öffentliche Meinung zur gänzlichen Abschaffung dieser veralteten, verdorbenen Religionsübungen. Man begeisterte sich für das „deutsche Prinzip," daß die Universität der Religion „völlig neutral" gegenüberstehen solle. Aber hiergegen lehnten sich die Professoren Harvards auf: eine Schule ohne Pflege des religiösen Lebens sei keine vollständige Bildungsstätte, keine Universitas; neutral sein gegenüber der Religion sei für jedermann, besonders für eine Hochschule unmöglich; wie könne man Chemie, Mechanik, Geschichte, Recht, Hygiene lehren, ohne einen religiösen oder antireligiösen Einfluß auszuüben? Hier gelte das Wort: Wer nicht für mich ist, ist wider mich; wer nicht mit mir sammelt, zerstreut.

Man fand in Harvard, es war im Juni 1886, den Ausweg, die Andachten, den Universitätsprediger, die Kapelle beizubehalten, aber die Studenten der Verpflichtung zu entheben, sie zu besuchen. Ich wollte sagen, man wagte diesen Ausweg; denn zu finden war er ja leicht, aber ihn zu wagen, erforderte Mut. Es stand zu erwarten, daß die Studenten die Bänke der Kapelle recht schonen würden. Aber alle übeln Prophezeiungen trafen nicht ein. Es kamen nicht mehr alle wie früher, aber man hatte von Anfang an mehr Andächtige, mehr Betende als früher. Man verzichtete darauf, die Zuhörer zu zählen, denn die Zahl der Hörer ist kein richtiger Maßstab für die Wirkung des Gottesdienstes; aber auch die Zahlen würden die Weisheit des kühnen Schrittes darthun. Die Gemeinde schwankt, wie schon erwähnt, zwischen 100 und 300, je nach der Beliebtheit des Redners, nach der Nähe der Examina, nach dem Wetter, und keiner kommt aus einem andern Antrieb, als weil er religiöse Erbauung und Kräftigung sucht. Einige Studenten kommen nie, viele nur selten, etwa tausend regelmäßig, d. h. einige male die Woche. Der ständige Rektor der Universität, Präsident Eliot, legt in einem seiner letzten Jahresberichte ein Zeugnis von dem Wachstum des religiösen Lebens in der Anstalt ab. Er erwähnt, daß sich das Bedürfnis gezeigt habe, nach einem neuen Gebäude innerhalb des Universitätsgebietes für die Universitätsprediger und die religiösen Vereine. Ein solches Gebäude sollte enthalten ein großes Auditorium für 300 bis 400 Hörer, ein kleineres für 100, ein Lesezimmer, ein Musikzimmer, in dem der Chor seine Uebungen abhalten könnte, und ein großes Gesellschaftszimmer, alles unter der Aufsicht des Universitätspredigers.

Und in Deutschland? Könnten wir ein solches Gebäude in unsren lateinischen Vierteln nicht auch gebrauchen? Brauchen unsre Studenten keine Religion?*

Bde

Henri Frédéric Amiel

Fragments d'un journal intime

15

Aus seinen Urteilen über die Franzosen geht deutlich hervor, daß er als Schweizer sich keinen Augenblick mit ihnen identifizirt. Sagen sie doch auch von ihm, er habe deutsch empfunden und gedacht und französisch geschrieben. Unter diesem Dualismus habe seine Sprache gelitten, und um sein germanisches, unendliches Empfinden auszudrücken, habe er der französischen Sprache oft Gewalt angethan.

Er selbst spricht häufig darüber, und seine Urteile über Franzosen und Deutsche gehören zu den geistreichsten seiner Aussprüche:

Den 3. Mai 1860.

In Versen eine Seite aus Faust übersetzt, sein pantheistisches Bekenntnis. Es scheint mir nicht übel gelungen. Aber welche Verschiedenheit zwischen den beiden Sprachen und ihrer Deutlichkeit, Genauigkeit! Sie verhalten sich zu einander wie Wischer und Grabstichel: die eine malt das Streben, die andre notirt das Resultat der Handlung.

---

*) Es ist doch sehr bezeichnend für das Ungeschick, das unsrer deutschen Christenheit in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Jugend aller Stände anhaftet, daß die Anregung, die einst F. Naumann zuerst in diesen Spalten gegeben hat, auf eine kirchliche Versorgung der Studenten bedacht zu sein, nicht einmal zu einer ernsten Verhandlung geführt hat. Vergl. seine Schrift: Die kirchliche Versorgung der evangelischen Studenten. Heilbronn 1888; Gebr. Henninger. 1,20 Mk. Vielleicht giebt obiger Artikel eines Nichttheologen doch wenigstens unsern Freunden in den Universitätssenaten zu denken. D H

Die eine versetzt in einen traumhaften, vagen, unbestimmten, gestaltlosen Zustand, die andre bestimmt genau, stellt fest und definirt selbst das Undefinirbare. Die eine malt die Ursache, die Kraft, den Urgrund, dem die Dinge entstammen, die andre giebt die Dinge selbst. Dem Deutschen eignet die dunkle Tiefe des Unendlichen, dem Franzosen die freudige Heiterkeit des Endlichen.

Den 3. Februar 1862.

Die Grenzen des französischen Geistes liegen in der Unzulänglichkeit seines geistigen Alphabets, das ihm nicht erlaubt, die Seele der Griechen, Germanen, Spanier zu übersetzen, ohne ihren Accent zu fälschen. Frankreich hat Fremden gegenüber gastliche Sitten, vervollständigt und vertieft diese Tugend aber nicht fremdem Denken gegenüber. Meine Naturanlage ist die umgekehrte. Menschen gegenüber verharre ich in meiner Individualität; Dingen gegenüber bin ich objektiv. Ich fühle mich anders geartet als die Menge und der Natur gleich im großen und ganzen. Ich finde mich in sympathischer Uebereinstimmung mit jedem Leben, das mein Interesse in Anspruch nimmt, und weise jede Tyrannei der Banalität von mir. Der Haufe, der nur andern nachschreit, flößt mir ebensolchen geheimen Widerwillen ein, wie die geringste unmittelbare Lebensexistenz (Pflanze, Tier, Kind) mich anzieht. Ich stehe in geistiger Gemeinschaft mit Goethe, Hegel, Schleiermacher, Leibniz, obwohl sie sich untereinander entgegenstehn, während die französischen Philosophen, Redner und Mathematiker mich ungeachtet ihrer großen Eigenschaften kalt lassen, denn sie tragen nicht die Summe universellen Lebens in sich, beherrschen nicht die volle Wirklichkeit, oder aber fordern meinen Widerspruch heraus. Den Franzosen fehlt das intuitive Bewußtsein einer lebendigen Einheit, der Begriff des Heiligen, das Eingeweihtsein in die Geheimnisse des Daseins. Dagegen besitzen sie die Konstruktion der Spezialwissenschaften, die Kunst, Bücher zu schreiben; sie wissen, was Stil, Höflichkeit und Grazie ist; sie haben litterarische Vorbilder, sind Meister eines Geistes der Ordnung, der didaktischen Kunst, der Disziplin und Eleganz. Sie erfassen die Einzelheiten einer Wahrheit, verstehen zu inszeniren und haben Bedürfnis und Talent, Proselyten zu machen, besitzen die Fähigkeit, zu praktischen Schlußfolgerungen zu gelangen. Will aber jemand das Inferno oder Paradiso durchwandern, so braucht er andre Führer. Sie bleiben auf der Erde, in dem Bereich des Endlichen, des Wechsels, der Geschichte und Mannigfaltigkeit der Geschehnisse. Die Höhepunkte ihres Denkens liegen in der Kategorie des Mechanischen, und ihre Metaphysik erhebt sich nicht über den Dualismus. Darüber hinaus müssen sie sich Gewalt anthun.

Weissenstein (Schweiz), den 6. September 1867.

Der gewöhnliche französische Bürger ist von einer köstlichen Maulaffigkeit, allem angebornen esprit zum Trotz, weil er nichts versteht als allein sich selbst. Sein Pol, Axe, Zentrum, sein Alles ist — Paris, ja weniger als das, der Pariser Ton, der Tagesgeschmack, die Mode. Dank diesem organisirten Fetischismus giebt es Millionen Kopien eines einzigen Originalmusters. Ein ganzes Volk bewegt sich wie die gleichen Walzen einer Fabrik oder wie die Beine desselben Armeekorps. Bewundernswert und langweilig, bewundernswert als materielles Können, langweilig für den Psychologen.

Den 3. Juli 1870.

Eins unter Frankreichs Lastern ist die Frivolität, mit der es die öffentliche Ansicht vom Schicklichen an Stelle der Wahrheit setzt, und damit völlig die persönliche Würde und die Majestät des Gewissens verkennt. Das Volk ignorirt das ABC der individuellen Freiheit und beharrt in einer völlig katholischen Intoleranz den Ideen gegenüber, die nicht der allgemeinen Zustimmung genießen. Die Nation ist wie eine Armee, die durch ihre Menge, Zahl und Kraft wirkt, bildet aber keine Vereinigung freier Menschen oder Individuen, die sich ihres Wertes bewußt wären. Der hervorragende Franzose führt seinen Wert auf etwas außer ihm Liegendes zurück. Wenn er die Tresse hat, einen Orden, Schärpe, Amtstracht, mit einem Wort Amt und Ehrenzeichen, erst dann bedeutet er etwas und fühlt sich. Die Auszeichnung bestimmt sein Verdienst, das Publikum hebt ihn erst empor aus dem Nichts, wie der Sultan seine Veziere. Diese gesellschaftlich geschulten Roués haben eine Antipathie gegen individuelle Unabhängigkeit; bei ihnen muß alles von der militärischen, bürgerlichen oder kirchlichen Verordnung abzuleiten sein. Es gäbe selbst keinen Gott, wäre er nicht amtlich verordnet. Ihr instinktives Dogma ist die soziale Allmacht, welche die Anmaßung der Wahrheit, ohne aufgedrückten Stempel wahr sein zu wollen, als widerrechtliche Besitznahme und ruchlose Entheiligung brandmarkt, gerade wie die Anmaßung der Persönlichkeit, ein Recht auf eine vereinzelte Ueberzeugung und persönlichen Wert zu beanspruchen.

Den 15. Februar 1871.

Ohne es zu wollen, erziehen sich die Völker gegenseitig, während sie nur selbstsüchtige Interessen verfolgen. Frankreich hat das gegenwärtige Deutschland geschaffen, indem es zehn Generationen hindurch das entgegengesetzte Ziel verfolgt hat. Dagegen wird Deutschland das heutige Frankreich erneuen, indem es sucht, es schachmatt zu machen. Das revolutionäre Frankreich hat den seiner Natur nach von Standesbegriffen abhängigen Deutschen die Gleichheit gelehrt. Deutschland zeigt den Franzosen, daß Beredsamkeit nicht die Wissenschaft und Schein nicht die Wirklichkeit aufwiegt. Der Kultus des Vorurteils, d. h. der Lüge der Leidenschaft für eiteln Ruhm, d. h. Dunst und Lärm — muß nun zum Vorteil der ganzen Welt erblassen. Eine falsche Religion ist zerstört. Ich hege den aufrichtigen Wunsch, daß aus diesem Kriege ein neues Gleichgewicht hervorgehe, besser als das frühere; ein neues Europa, wo die Selbstregelung des Individuums zum Hauptprinzip der Gesellschaft erhoben wird; denn das Prinzip der romanischen Völker sieht in dem Individuum nur ein Mittel, ein Ding, ein Instrument der Kirche oder des Staates.

Den 18. Februar 1871.

In ihrem Roman macht sich die mittelmäßige Gewöhnlichkeit der deutschen Gesellschaft und ihr der französischen und englischen Gesellschaft untergeordnetes Niveau deutlich bemerkbar. Der Begriff des choquant fehlt der Aesthetik der Deutschen. Ihre Eleganz ist ohne Anmut. Sie ahnen nicht den enormen Unterschied zwischen Distinktion (gentlemanly, ladylike) und raffinirter Vornehmheit.

Ihre Einbildungskraft ist ohne Stil, Erfahrung, Bildung und Weltkenntnis. Sogar ihre Sonntagskleidung stellt ihnen das Zeugnis der Spießbürgerlichkeit aus. Der Deutsche ist poetisch veranlagt und klug, aber gewöhnlich, und weiß nicht, was guter Ton ist. Gewandtheit, Artigkeit, Manieren, Esprit, Feuer, Geschmack, Würde, Zauber muß man wo anders suchen.

Liegt der Grund darin, daß die Geistesfreiheit, die tiefe innere Harmonie aller Eigenschaften, die ich so oft bei den hervorragenden Geistern unter ihnen bemerkt habe — nicht auf die Oberfläche tauchen? Werden die Sieger der Gegenwart nicht ihre Sitten zivilisiren? Darüber wird man erst nach ihrem Roman der Zukunft urteilen können. Werden ihre Romane erst eine wirklich gute Gesellschaft wiederspiegeln, so kommt das nicht mehr in Frage. Bis dahin fehlt ihnen Abrundung, Reife, soziale Kultur. Sie besitzen wohl Humanität des Empfindens, aber noch nicht den Menschen comme il faut, oder je ne sais quoi. Sie haben Gefühl für Anstand, aber keine Lebensart.

Den 23. Mai 1873.

Der Grundirrtum der Franzosen liegt in ihrer psychologischen Auffassung. Frankreich hat von jeher geglaubt, eine gesprochene Sache wäre schon gethan, Worte wären Handlungen, Beredsamkeit besäße den Wert von Neigung, Gewohnheit, Charakter und wirklichem Leben, Geschwätz könnte Willen, Gewissen und Erziehung ersetzen. Frankreich fährt fort, Beredsamkeitseffekte, Kanonenschüsse und Dekrete abzufeuern! Es bildet sich ein, dadurch die Natur der Dinge zu ändern, und bringt nur Phrasen und Ruinen hervor. Es hat Montesquieus erste Zeile noch nie begriffen: „Die Gesetze stellen die notwendigen Beziehungen dar, die sich aus der Natur der Dinge ergeben.“ Der Franzose will nicht sehen, daß seine Unfähigkeit, die Freiheit zu organisiren, in seiner Natur liegt, in seinen Ansichten über das Individuum, die Gesellschaft, die Religion, das Recht, die Pflicht, die Art seiner Kindererziehung. Er pflegt die Bäume mit der Krone einzupflanzen und sich über die Folgen zu wundern. Die allgemeine Zustimmung zu einer schlechten Religion und schlechten Volkserziehung bringt das beständige Schwanken zwischen Anarchie und Diktatur hervor, zwischen Rot und Schwarz, Danton und Loyola. Wieviel Sündenböcke wird Frankreich noch abschlachten, ehe es an seine Brust schlägt!

Den 27. Februar 1874.

Bei sehr geselligen Nationen fürchtet der Einzelne nichts so sehr als die Lächerlichkeit, und originell zu erscheinen macht lächerlich. Niemand mag sich absondern, jeder will mit aller Welt leben. „Alle Welt“ ist die große Macht und nennt sich **man**. Man kleidet sich an, man speist, man geht spazieren, man geht aus, man kommt so herein und nicht so. Dieses man hat immer recht, was es auch beginne. Die Unterthanen des **man** sind demütiger als die orientalischen Sklaven dem Paschah gegenüber. Der Wille des Herrschers entscheidet, seine Laune ist Gesetz. Was man sagt oder thut, heißt Sitte, was man denkt, Meinung, was man schön oder gut heißt, Mode. Bei den hier in Betracht kommenden Völkern ist man Gehirn, Gewissen, Urteil, Geschmack und Vernunft aller. Jeder findet alles schon entschieden, ohne eigne Einmischung. Des Frohndienstes, auf irgend einem Gebiet etwas selbst entdecken zu müssen, ist er von vornherein überhoben. Wenn er die beschafften Modelle einfach nachahmt und kopirt, hat er nichts zu besorgen. Es weiß alles Erforderliche und schafft sein Heil.

Hyères, den 22. Januar 1875.

Wenn man mit einem Franzosen über Kunst, Sprache, Religion, Staat, Pflicht und Familie spricht, so fühlt man an seiner ganzen Art, daß sein Gedanke sich außerhalb des Gegenstandes bewegt, nicht in den Kern dringt. Er sucht ihn nicht im Innersten zu verstehen, sagt nur etwas scheinbar Richtiges darüber. Die schönsten Worte sind in seinem Munde leer und schal, wie z. B. Geist, Idee, Religion. Sein Geist ist oberflächlich und doch nicht umfassend, prickelnd, scharf, ohne einzudringen. Die Dinge sind ihm nur dazu da, um sein eignes Licht darauf spielen zu lassen. Er kennt weder Achtung, Uneigennützigkeit, Geduld noch Selbstvergessenheit, die erforderlich sind, will man die Dinge sehen, wie sie sind.

Die französische Sprache vermag nichts Werdendes, Keimendes auszudrücken. Sie bezeichnet nur Folgeerscheinungen, Ergebnisse, das caput mortuum; nicht aber die Ursache, das Entstehen, das Werden irgend einer Erscheinung. Sie verfährt analytisch und beschreibend, macht aber nichts begreiflich, weil sie nie die Anfänge und das Entstehen der Sprache durchblicken läßt. Ihre Krystallisation ist kein geheimnisvoller Akt, in dem eine flüchtige Masse sich verdichtet und befestigt; sie ist nur das Produkt dieses Aktes.

Der Durst nach Wahrheit ist keine französische Leidenschaft. Im großen und ganzen schätzen sie den Schein höher als das Sein, das Aeußere als das Innere, die Facon als den Stoff, das was gleißt höher als das was nutzt, und fürchten die öffentliche Meinung mehr als das Gewissen.

Bad Ems, den 21. August 1877.

Die ganze Gesellschaft hat im Salon im Chor die Loreley und andre Volkslieder gesungen. Was bei uns zu Lande nur des Gottesdienstes wegen geschieht, geschieht in Deutschland auch um der Poesie und Musik willen. Die Stimmen mischen sich. Die Kunst nimmt Teil an dem Privilegium des Gottesdienstes. Das ist weder französische, noch englische, und ich glaube, auch nicht italienische Sitte. Es ist etwas echt Deutsches, sich, ungekannt und uneigennützig, mit künstlerischer Hingabe an einer allgemeinen musikalischen Leistung zu beteiligen. Es hält einer gewissen prosaischen Schwerfälligkeit des Volkes das Gleichgewicht. . . . Vielleicht ist das Bedürfnis selbstständig zu denken und zu Prinzipien aufzusteigen nur dem germanischen Geist eigen. Die Slaven und Romanen lassen sich mehr von einer allgemeinen anerkannten Weisheit leiten, von Tradition, Sitte, Vorurteilen, der Mode. Und wenn sie dies Joch abschütteln, thun sie es als empörte Sklaven. Das den Dingen zu Grunde liegende Gesetz, das weder geschrieben steht, zufällig entstanden ist, noch befohlen werden kann — erkennen sie nicht. Der Deutsche will bis zur Natur vordringen. Der Franzose, Russe, Spanier bleibt bei der einmal festgesetzten Regel stehen.

Den 2. Mai 1877.

Welche Nation steht am höchsten? Es giebt keine, in der das Schlechte nicht dem Guten die Wage hielte. Jede vereinzelt ist eine Karikatur des Menschen. Ein Beweis, daß keine berechtigt ist, die andre zu unterdrücken und jede von allen lernen soll. Ich bin abwechselnd frappirt von den Vorzügen und Fehlern einer jeden. Vielleicht fördert das meine Kritik. Ich habe keinerlei Vorliebe für die Fehler der Nord- oder Südländer und wäre in Verlegenheit, wenn ich mein Lieblingsvolk nennen sollte. Im übrigen sind sie mir alle persönlich gleichgiltig, denn es kommt mir nicht aufs Tadeln oder Gefallen an, sondern darauf, sie zu verstehen.

C B

Soziale Briefe aus Berlin

In Nr. 3 des vorigen Jahrgangs teilten wir unsern Lesern ein größeres Stück aus einem Berliner Briefe der Kölnischen Zeitung mit. Er handelte „von der Schuld der Kirchen und der Schuld der Gebildeten an der Religionsfeindschaft im Volke" und schien uns deshalb beachtenswert, weil er im Gegensatz zu dem sonstigen Inhalt der Kölnischen Zeitung und so vieler unsrer großen Tagesblätter ein warmes Verständnis für die Arbeit der Kirche an den Tag legte. Inzwischen sind die Berliner Briefe, deren vorletzter der mitgeteilte war, von ihrem Verfasser, dem Herausgeber der Deutschen Romanzeitung, Otto von Leixner, neubearbeitet und erweitert in einer Sammlung veröffentlicht worden.*)

Was diese Briefe so besonders beachtenswert macht, ist, daß uns hier einmal ein Zeitungsfeuilleton entgegentritt, das in leichter und gefälliger Form nicht dem sogenannten Geschmack des Publikums schmeichelt, auch nicht durch frivole und pikante Geschichtchen zu „amüsiren" sucht, sondern wirklich von einem ernsten, ich scheue mich nicht zu sagen, christlich-sittlichen Geiste erfüllt ist. Ich erinnere mich, früher in der Kölnischen Zeitung gleichfalls Berliner Briefe gelesen zu haben, deren Verfasser Paul Lindau war. Wer diese mit jenen vergleicht, wird mit Freuden empfinden, daß der Ernst der Tage doch nicht ganz vergeblich gewesen ist und die eine segensreiche Folge jedenfalls schon gehabt hat, unsern Gebildeten wieder mehr die Augen für jene sittlich-religiösen Wahrheiten zu öffnen, die ihnen in dem Sonnenschein des nationalen Aufschwungs gänzlich entschwunden waren. Das ist auch ein Erfolg, für den wir uns nächst Gott bei niemand anders zu bedanken haben — als bei den Sozialdemokraten.

In jenem oben erwähnten Briefe leitete Leixner die Schuld der Kirche — oder, wie er leider, ohne den Unterschied zwischen evangelischer und katholischer Kirche zu beachten, sagt — der Kirchen aus vier Versäumnissen ab. Erstens tadelt er, daß die Vorbildung der jungen Theologen die zukünftigen Seelsorger zu wenig mit den Zeitfragen bekannt mache; zweitens rügt er den in den meisten Predigten herrschenden Dogmatismus (die Berufung auf das Menschengemüt, diesen Mutterboden aller religiösen Vorstellungen, verschwinde oft gänzlich, und der Glaube habe gar oft die Liebe geknechtet); drittens beklagt er die Auflösung der alten Gemeinden, die Lockerung des persönlichen Verhältnisses zwischen Seelsorger und Gemeindegliedern und die ungleiche Behandlung von Arm und Reich bei Spendung der kirchlichen Gnadenmittel — er meint dabei die Massentaufen und Massentrauungen —, wogegen die Arbeit der innern Mission nur wenig habe ausrichten können; endlich viertens verwirft er entschieden die jetzt herrschende, gedächtnismäßige Art, in der den Kindern der Glaubensstoff vermittelt wird. Ich wüßte nicht, warum wir diese Vorwürfe als religionsfeindlich bezeichnen sollten, wie dies der Evangelisch-Kirchliche Anzeiger für Berlin gethan hat; sie treffen im wesentlichen mit der Kritik zusammen, die Göhre in seinem bekannten Buche geübt hat, und ich meine, wir Theologen haben allen Grund, uns solche ernste Mahnungen zu Herzen zu nehmen und dafür dankbar zu sein. Zumal da Leixner keineswegs von denen ist, die die Kirche um Hilfe gegen „das Volk" anrufen, obwohl sie selbst ihrer nicht bedürfen, sondern in sehr ernsten Worten den Gebildeten und Besitzenden ins Gewissen schreibt, daß ihr „versteckter Materialismus," ihre Genußsucht und Religionsfeindschaft, die eigentliche Wurzel alles Uebels ist.

Zu einem Vergleiche mit Göhres Schilderungen fordert noch mehr auf als die Uebereinstimmung beider in ihrem Urteil über „die Schuld der Kirche." Leixner teilt uns unter anderm Beobachtungen mit, die ein junger Mann im Jahre 1875 gemacht hat, indem er, ganz wie Göhre, ins Volk ging, zwei Monate lang als Schlafbursche bei einer Arbeiterfamilie wohnte und selbst Arbeiter wurde. Diese Beobachtungen haben Leixner in Stand gesetzt, in seinen Briefen — wieder ganz wie Göhre — sehr schätzenswerte Beiträge zur Psychologie der sozialdemokratischen Arbeiterkreise zu geben. Göhre gräbt tiefer, er sieht alles noch entschiedner unter dem christlichen Gesichtswinkel, seine Schilderungen sind noch konkreter, atmen noch mehr Liebe zu den Arbeitern; aber es ist sehr interessant, mit seinen Ergebnissen Leixners Darstellung zu vergleichen, und es ist überraschend und ein Beweis dafür, daß Göhres Beobachtungen nicht nur für den engen Kreis der Chemnitzer Fabrikarbeiter ihre Geltung haben, daß Leixner in so manchen Punkten ganz Aehnliches berichtet wie Göhre. Ich kann unsre Leser nur einladen, selbst zu lesen und zu vergleichen. Zwei Unterschiede zwischen den beiden Büchern will ich jedoch neben ihre Berührungen stellen: Leixner hebt mehr wie Göhre hervor, daß neben allem Berechtigten und Erklärlichen in der modernen Arbeiterbewegung doch auch unsäglich viel Roheit und Verkommenheit zu finden ist. Damit hängt zusammen, daß er den großartigen Optimismus Göhres, der auch von dieser Bewegung einen segensreichen Fortschritt auf dem Wege der Menschheit zum Reiche Gottes erblickt, nicht teilt, viel entschiedner die Notwendigkeit eines einmütigen Kampfes gegen die Sozialdemokratie betont und — ich möchte mich gern recht vorsichtig ausdrücken — ein klein wenig auch von der Kirche fordert, eine staatserhaltende Wirksamkeit zu entfalten.

Ich habe mich im Vorstehenden fast ausschließlich mit dem letzten, fünften Abschnitt von Leixners Buche befaßt; er erweckt deshalb das Hauptinteresse, weil er sich in besonderm Sinne mit dem interessantesten Problem der Gegenwart, dem sozialdemokratischen, beschäftigt. Aber die vier ersten sind kaum minder lohnend: „Berliner Leben in Haus und Oeffentlichkeit," „Die Berlinerin," „Einiges aus dem häuslichen Wirtschaftsleben Berlins," „Aus dem geistigen Leben." Auch hier habe ich überall ein ernstes Urteil und sorgfältige Psychologie gefunden. Ausgezeichnet und sehr ergötzlich ist die Schilderung der Kreise der „modernen Million," sehr wahr die Beurteilung der Bierpaläste, Wiener Cafés und der Kneipen mit weiblicher Bedienung. Sehr interessant sind die Haushaltspläne, die einen Einblick in die soziale Frage bei unserm Mittelstande geben. Kurzum, das Buch enthält so viel Gutes und Anregendes in so liebenswürdiger und gefälliger Form, daß ich hoffe, auch diese etwas verspätete Empfehlung kommt noch früh genug.

E F

*) 1888—1891. Soziale Briefe aus Berlin. Mit besondrer Berücksichtigung der sozialdemokratischen Strömungen. Berlin, Pfeilstücker. 4 Mk., geb. 4,75 Mk.

Pilgerreisen nach dem heiligen Lande im Mittelalter

2. Unterwegs

Das erste größere Ziel war Venedig. Aber nur selten begab man sich geradeswegs dorthin. Meist pilgerte man erst

nach einem besondern Gnadenort und befahl sich hier dem Schutze Gottes und der Heiligen. Man betete zu St. Raphael, dem guten Wegweiser, zu St. Martha, der guten Herbergsmutter, zu St. Christoph, dem Schutzherrn der Schiffer, zu St. Michael, dem Beschützer vor Feinden.

Kurz vor Venedig wurden die Pilger von Hoteldienern empfangen, die ihre Gasthäuser anpriesen. Seit dem sechzehnten Jahrhundert wurden auch die Pässe revidirt und etwaige Waffen abgenommen. Die deutschen Ritter und Kaufleute quartirten sich meist im Deutschen Hause ein. Hier war alles deutsch, Wirt und Wirtin, Knecht und Magd. Um 1480 hatte das Gasthaus ein Frankfurter, Peter Ugelheimer. Hier wurde nur deutsch gesprochen. Man erzählt, sogar der Haushund habe mit kundiger Nase Deutsche und Nichtdeutsche unterschieden, jenen freundlich Willkommen zugebellt, diese mit scharfem Zahn zurückgewiesen. Andre Gasthäuser waren der Weiße Löwe, der Schwarze Adler, der Goldne Spiegel, die Schweizer Herberge, deren Wirt um 1520 den schönen Namen Peter Theilkäs führte. Mönche wohnten in Klöstern, in St. Jakob oder St. Philipp, große Herren bei den Rhedern, deren Schiffe sie zur Ueberfahrt benutzten. In Venedig kaufte man Karten vom heiligen Lande und Pilgerbücher, die man auf der Fahrt studirte. Das bekannteste stammt aus dem Jahre 1491, erschien zu Venedig und heißt: Peregrinationes terrae sanctae, Wanderungen im heiligen Lande.

So lange Venedigs Handel und Macht in ungebrochener Blüte standen, war oft Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Osten. Meist richtete sich die Abfahrt der Pilgerschiffe wohl nach dem Bedürfnis. Um 1470 gingen jedes Jahr vor Himmelfahrt ein bis zwei Schiffe mit Pilgern ab. Als später durch das Aufblühen Marseilles, durch die Entdeckungen im Westen Venedigs Bedeutung sank, als seit der Reformation die Zahl der Pilger immer mehr abnahm, mußte man zwei, oft sechs bis acht Wochen müßig liegen, ehe das Schiff die Anker lichtete. Doch gab es genug zu sehen und zu hören. Man bewunderte Venedigs Hafen und Paläste, die Schaubuden und Kirchen, die Reliquien, die Dogenfeste u. s. w. Alle Reisebeschreibungen sind voll Lob über Venedigs Pracht und Macht.

Auf dem Markusplatze stehen, um das Banner ihres Herrn geschart, die Agenten der Schiffseigner. Hier werden die Kontrakte wegen der Ueberfahrt abgeschlossen. Der Rheder verpflichtet sich, in einem segeltüchtigen Schiffe, das hinreichend mit Waffen und Mannschaften, Arzt und Barbier versehen ist, die Pilger von Venedig nach Jaffa und zurück zu bringen, nur an den gewöhnlichen Hafenplätzen anzulegen, jedem Pilger genügenden Raum, täglich frisches und gutes Essen und Trinken, vor jeder Mahlzeit ein Glas Malvasier zu gewähren, im heiligen Lande die Pilger überall persönlich zu geleiten und außer den kleinern Trinkgeldern alle Abgaben zu bezahlen. Außerdem waren Bedingungen für Krankheits- und Todesfälle getroffen. Der Schiffslohn wurde halb in Venedig, halb in Jaffa erlegt. Die Preise werden sehr verschieden angegeben. Sie schwanken, Verpflegung eingeschlossen, zwischen 24 und 80 Dukaten.

Endlich ist der Tag der Abreise erschienen. Das Schiff ist als seetüchtig befunden worden. Die Pilger sind eingeschifft. Jeder hat sich einen Platz durch Anschreiben seines Namens mit Kreide gesichert. Als bester gilt der dicht am Mastbaum. Vier Fahnen wehen am Maste, die des Schiffseigners, die von San Marco, ein roter Löwe auf weißem Grunde, die des Papstes, auf blauem Grunde ein grüner Eichenlaubzweig mit goldnen Eicheln und gekreuzten Schlüsseln, endlich auf weißem Felde ein rotes Kreuz, die Pilgerfahne. Eine feierliche Messe wird gelesen. Alle sinken aufs Knie und beten. Mit dem dreimaligen Ruf „Jesus“ schließt das Gebet. Unter dem Gesang frommer Weisen sticht das Schiff in See. Die Sangeslust der Deutschen war schon damals berühmt. Stephan von Bourbon im dreizehnten Jahrhundert empfiehlt andern Völkern, „sie möchten von Gott singen wie die Deutschen thun.“

Eine Seefahrt von sechs bis acht Wochen steht den Pilgern bevor. Man spielt Karte, macht Jagd auf Delphine, erzählt Wahres und Unwahres. Namentlich die Matrosen wissen viel zu berichten von der Seeschlange, von meilenlangen Fischen, von Seeräubern. Meist verlief die Fahrt in täglich sich gleicher Eintönigkeit. Höchstens brachten einmal rohe Pilger — die Niederländer werden besonders als solche geschildert — durch Ausbrüche ihrer Roheit Störung in die Ordnung. Oder man geriet beim Spiel an einander, man entdeckte einen Diebstahl, der meist von Matrosen, doch nicht selten auch von Pilgern ausgeführt worden war. Bisweilen gings aber auch — bei stillem Wetter — sehr lustig zu. Man schlug die Zither, tanzte und gaukelte auf dem Seile.

Drohendes Wetter suchte man durch Schüsse zu zerteilen. Meist half es nicht. Man wußte keine andre Ursache des Unwetters, als daß eine Reliquie oder Jordanwasser oder eine Leiche an Bord war. Was man fand, wurde ins Meer geworfen, auch die Leichen, trotz des anders lautenden Kontraktes. Hielt der Sturm weiter an, so gelobte jeder Pilger, noch einen besondern Wallfahrtsort aufzusuchen. Friedrich Greifenklau wurde seinem Gelübde gemäß nach überstandnem Sturm zu Ragusa Franziskaner.

Angenehm waren solche Seefahrten nicht. Die Nahrung war meist schlecht, das Brot steinhart, der Wein warm, das Wasser stinkend, das Fleisch übergegangen. Die Hitze im Schiffsraum, betrunkene Pilger auf Deck, eng eingepferchte Pferde, das Ungeziefer — Morgenthal, der Begleiter Albrechts von Sachsen (1461), schreibt von „großen Ratzen, die einem des Nachts über die Mäuler laufen“ — die Sorge wegen drohender Feuersgefahr, das alles ließ die Pilger nicht zu festem, stärkendem Schlaf kommen. Auch die Seekrankheit forderte ihre Opfer. Dazu immer grausigere Gerüchte von nahen Seeräubern. Viele wurden dadurch zur Umkehr bewogen. Doch scheinen die Gerüchte schlimmer gewesen zu sein als die Thatsachen. Nur selten kam es zu blutigem Zusammenstoß mit Räubern. Um 1350 wurden die Pilgerschiffe bisweilen von venetianischen Seefahrern ausgeplündert. Später, seit 1600 etwa, fielen sie öfters in die Hände der Türken und hatten hier schwere Gefangenschaft zu dulden.

Meist fuhren die Schiffe von Venedig aus die Balkanhalbinsel entlang, bogen nach Rhodus um und setzten über Cypern ihre Fahrt fort, bis endlich Jaffa aus dem Meere auftauchte. Dank- und Loblieder wurden angestimmt. Das bekannteste, im dreizehnten Jahrhundert auch als Schlachtlied verwendet, ist: In Gottes namen faren wir, seiner genaden begeren wir; des helff vns die Gottes Krafft vnd das heylige Grab, do gott selber inne lag. Kyrileis.

V W

Verschiedenes

(Jahresregister, Leser- und Mitarbeiterverzeichnis) Der heutigen Nummer liegt das Register für den Jahrgang 1801 bei. Abonnenten dieses Jahrgangs, die nicht auch den laufenden sechsten Jahrgang beziehen, wollen es direkt von der Verlagshandlung verlangen. Am Schlusse des Registers ist ein Verzeichnis der am Jahrgang 1891 beteiligten Mitarbeiter gegeben, sowie eine Uebersicht über den Leserkreis des Blattes nach Postorten. Einbanddecken zum fünften Jahrgang sind zum Preise von Mk. 1.60 bei der Verlagshandlung zu haben.

R

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen
Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 6 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Durch die glückliche Geburt eines prächtigen Mädchens wurden hoch erfreut
Gymnasiallehrer **Gebler** u. Fr.
Domhof-Ratzeburg,
den 24. Januar 1892.

Ein **cand. min.**, einige Jahre Hauslehrer gewesen, sucht für Ostern Stellung als Institutslehrer oder Gehilfe in einem geistlichen Amte. Gefl. Anerb. unter **G. K.** an die Expedition der Christl. Welt.

Cand. theol., Seminar-Kurs. absolv., s. Stelle als **Prädikant** oder **Hauslehrer.** Adr. erb. **J. Fengler**, Prenzlau U/M.

Gnadenberger Cigarren-Lager
Eugen Diel, Gnadenberg bei Bunzlau.
Als sehr preiswert empfehle ich die wirklich gute Sumatra-Cigarre
„Molly“
100 Stück 4 Mark.
Preisverzeichnis auf Verlangen gratis und portofrei.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig
Hierzu eine Beilage von Friedrich Pfeilstücker Verlagsbuchhandlung, Berlin.